

Andreas Pangritz:

„Das Heil kommt von den Juden.“

Predigt am 9. November 2008 in der Schlosskirche der Universität Bonn

Predigttext: Johannes 4,5–26

5 Da kam Jesus in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gab. 6 Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich am Brunnen nieder; es war um die sechste Stunde. 7 Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen.

Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken!

8 Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Essen zu kaufen.

9 Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du bittest mich um etwas zu trinken, der du ein Jude bist und ich eine samaritanische Frau?

Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern.

10 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennstest die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du bätest ihn, und der gäbe dir lebendiges Wasser.

11 Spricht zu ihm die Frau: Herr, hast du doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du dann lebendiges Wasser? 12 Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh.

13 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; 14 wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.

15 Spricht die Frau zu ihm: Herr, gib mir solches Wasser, damit mich nicht dürstet und ich nicht herkommen muß, um zu schöpfen!

16 Jesus spricht zu ihr: Geh hin, ruf deinen Mann und komm wieder her!

17 Die Frau antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann.

Jesus spricht zu ihr: Du hast recht geantwortet: Ich habe keinen Mann. 18 Fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann; das hast du recht gesagt.

19 Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist. 20 Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll.

21 Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. 22 Ihr wißt nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. 23 Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. 24 Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

25 Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, daß der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen.

26 Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

Liebe Gemeinde,

als vor siebzig Jahren in der Nacht vom 9. zum 10. November die Synagogen in Deutschland angezündet wurden, auch hier in Bonn, als zahlreiche jüdische Wohnungen verwüstet, jüdische Geschäfte geplündert und Schaufenster zertrümmert wurden, als Juden zu Hunderten und Tausenden gedemütigt, misshandelt, verschleppt und ermordet wurden, da

markierte Dietrich Bonhoeffer in seiner Bibel Psalm 74, Vers 8 – „Sie verbrennen alle Häuser Gottes im Lande“ –, und schrieb daneben: „9. November 1938“. In den Kirchen herrschte angesichts des von den regierenden Nazis initiierten und organisierten Terrors dröhnendes Schweigen.

I

Es gab freilich Ausnahmen. Eine dieser Ausnahmen war die Bußtagspredigt, die Helmut Gollwitzer am 16. November 1938 in der Gemeinde Berlin-Dahlem hielt. Gollwitzer, der Anfang der Dreißiger Jahre in Bonn zum engsten Schülerkreis um Karl Barth gehört hatte und jetzt die Pfarrstelle des inhaftierten Martin Niemöller in Dahlem vertrat – er wäre übrigens Ende Dezember dieses Jahres 100 Jahre alt geworden –, Gollwitzer fragte gleich eingangs: „Wer soll denn heute noch predigen? Wer soll denn heute noch Buße predigen? Ist uns nicht allen der Mund gestopft an diesem Tage? ... Was muten wir Gott zu, wenn wir jetzt zu Ihm kommen und singen und die Bibel lesen, beten, predigen, unsere Sünden bekennen, so, als sei damit zu rechnen, daß Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft! Ekeln muß es ihn doch vor unserer Dreistigkeit und Vermessenheit. Warum schweigen wir nicht wenigstens?“ Die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde ist nach Gollwitzer „mit verhaftet ... in die große Schuld, daß wir schamrot werden müssen und mit gemeinsamer Schande behaftet sind. Es steckt ja in uns allen; daß man erleben kann, wie biedere Menschen sich auf einmal in grausame Bestien verwandeln, ist ein Hinweis auf das, was mehr oder weniger verborgen in uns allen steckt. Wir sind auch alle daran beteiligt, der eine durch die Feigheit, der andere durch die Bequemlichkeit, die allem aus dem Wege geht, durch das Vorübergehen, das Schweigen, das Augenzumachen, durch die Trägheit des Herzens ..., durch die verfluchte Vorsicht. ...“¹

Warum redet Gollwitzer von Scham und Schuld? Inwiefern konnte von einer Mitverantwortung der Christen für den Terror der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 die Rede sein? Nun, das dröhnende Schweigen der Kirche geschah nicht einfach aus Angst vor staatlichen Sanktionen. Es drückte doch wohl zugleich ein heimliches und gelegentlich offenes Einverständnis vieler Christen mit der Diskriminierung und Terrorisierung der jüdischen Minderheit in Deutschland aus.

Nur ein Beispiel: Schon Anfang April 1933 hatte die Nazi-Regierung im ganzen Reich den Boykott jüdischer Geschäfte organisiert, der bereits sehr viel mehr als ein bloßer Boykott war. Bereits damals wurden viele jüdische Läden zerstört und geplündert. Und damals hat die Kirche nicht geschwiegen. Ein namhafter „Kirchenführer“ (wie man das damals nannte), dessen Name hier nichts zur Sache tut, fand es angebracht, die Ereignisse in seiner Kolumne im Berliner Sonntagsblatt zu kommentieren: „Das Ausland hat auf die große Umwälzung in Deutschland mit gewohnter Unfreundlichkeit geantwortet. ... Das Judentum fühlt sich durch eine nationale Bewegung mit antisemitischem Einschlag begreiflicherweise bedroht. Und

zwar entscheidend deshalb, weil das Judentum sich mit der Revolution von 1918 und mit der sozialistischen Herrschaft eng verbunden hatte.“ Damit spielt der Kirchenmann auf die Ereignisse an, die heute vor 90 Jahren am 9. November begannen, am Ende des 1. Weltkriegs; und er fährt fort: „Die letzten fünfzehn Jahre haben den Einfluß des Judentums außerordentlich verstärkt. ... Dagegen wendet sich die Stimmung eines Volkes, das mit den Folgen der Revolution aufräumen will. Das Judentum fühlt sich bedroht. Und – es macht nun im Ausland Stimmung gegen das neue Deutschland. Was in Amerika, in England und in Frankreich über Greuelthaten in Deutschland geredet und geschrieben worden ist, spottet jeder Beschreibung. ... Es hat sehr starker Gegenwirkung bedurft, um der Wahrheit eine Bahn zu brechen. An dieser Gegenwirkung hat sich auch die Kirche beteiligt. ... Die Reichsregierung hat erklärt, daß zwar in den stürmisch bewegten ersten Tagen der großen Umwälzung auch Übergriffe vorgekommen sind. So etwas kann und wird in solchen Zeiten niemals ausbleiben. ... Schließlich hat sich die Reichsregierung genötigt gesehen, den Boykott jüdischer Geschäfte zu organisieren ... Das Ergebnis dieser ganzen Vorgänge wird ohne Zweifel eine Zurückdrängung des jüdischen Einflusses im öffentlichen Leben Deutschlands sein. Dagegen wird niemand im Ernst etwas einwenden können. Aber die Judenfrage wird damit nicht gelöst sein. ... Es gibt immer nur zweierlei, was getan werden muß. Das Erste ist eine langfristige Sperre der deutschen Ostgrenze gegen die jüdische Einwanderung. ... Sobald die jüdische Einwanderung abgesperrt ist, geht das Judentum in Deutschland zurück. Die Kinderzahl der jüdischen Familien ist klein. Der Prozeß des Aussterbens geht überraschend schnell vor sich. Das andere aber ist die Festigkeit der eigenen Art, die einer fremden Rasse nicht erliegt.“²

Soweit der „Kirchenführer“ – er war kein Nazi, kein „Deutscher Christ“. Offenbar waren nicht nur die Nazis, sondern auch viele Christen davon überzeugt: „Die Juden sind unser Unglück!“ Wie mochte in dieser Atmosphäre eines weitgehenden kirchlichen und gesellschaftlichen Konsens ein Satz gewirkt haben, wie er in unserem heutigen Predigttext aufleuchtet: „Das Heil kommt von den Juden!“?

Überliefert ist eine Predigt von Karl Barth zum 2. Advent (10. Dezember) 1933 im Universitätsgottesdienst in der Bonner Schlosskirche. Darin hieß es u.a.: „Christus gehörte zum Volk Israel. *Dieses* Volkes Blut war in seinen Adern das Blut des Sohnes Gottes. *Dieses* Volkes Art hat er angenommen, indem er das Menschsein annahm ...“ Durch ihre bloße Existenz erinnerten die Juden uns „daran, daß wir keine Juden sind ...“, daß es etwas Besonderes, Neues und Wunderbares ist“, wenn wir nun dennoch „Gottes Hausgenossen“ sind. Das sind wir nämlich nicht „von Hause aus“. Und dann fällt der Satz: „Das Heil kommt von den Juden (Joh 4,22). Jesus Christus war ein Jude. Aber indem er in der Sünde der Juden die Sünde der ganzen Welt, auch die unsrige, getragen und hinweggetragen hat, ist das Heil von den Juden auch zu uns gekommen.“ Und „wie Christus uns aufgenommen hat zum Lobe Gottes“, so sollen auch wir, Christen und Juden, einander aufnehmen.³

Wie mag die in der Schlosskirche versammelte Gemeinde das damals gehört haben? Man darf wohl sagen: Hätte eine solche Predigt unter den Christen in Deutschland breites Gehör gefunden, dann wären die Reaktionen der Kirche auf die Novemberpogrome fünf Jahre später wohl anders ausgefallen.

II

Nun steht in dem heutigen Predigttext ja nicht nur dieser eine Satz: „Das Heil kommt von den Juden.“ Der Satz ist eingebettet in eine kunstvoll komponierte Dialogszene zwischen Jesus und einer samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen vor dem Tor der Stadt Sychar in der Mittagshitze.

Angesichts der Vielfalt der Perspektiven des Textes könnten in der Auslegung ganz unterschiedliche Akzente gelegt werden. Es könnte „das Symbol des lebendigen Wassers“ thematisiert werden, „das Bild eines Jesus, der Durst hat“ – schon hier auf seiner Wanderung wie später am Kreuz: „Mich dürstet“ (Joh 19, 28).⁴ Wir könnten über die stufenweise Offenbarung der Identität Jesu nachdenken: Jesus der Jude, der Prophet, der Messias und als solcher: der „Heiland [– der Retter, der Befreier –] der Welt“. Wir könnten die Geschlechterfrage aufrollen: Ein jüdischer Mann redet in einer Szene, die an die Brautwerbungen der Väter Israels am Brunnen erinnert, mit einer ungebundenen samaritanischen Frau, die sich – wo doch die Juden angeblich nicht mit den Samaritanern verkehren – ganz unbefangen auf das Lehrgespräch einlässt, die selber fragt und antwortet, Einwendungen macht und sich im Dialog über ihre eigene Tradition hinaus wagt: „Ich weiß, dass der Messias kommt, der Christus genannt wird“, obwohl die Samaritaner doch nur einen neuen Propheten wie Moses erwarteten, den sie „Ta’eb“ nannten, Wiederhersteller, Zurückführer.⁵ Schließlich könnten wir uns fragen, was es eigentlich heißt, den Vater „im Geist und in der Wahrheit“ anzubeten. Das Johannes-Evangelium war wegen solcher Sätze schon immer das Lieblingsevangelium der Theologen und auch der Philosophen. Ein ganz unkirchlicher, fast schon anarchistischer Geist scheint zwischen der freien Frau und dem freien Jesus zu wehen.⁶

Aber an diesem 9. November muss uns doch am meisten der Satz interessieren, der durch den Angriff auf die Synagogen vor 70 Jahren so radikal dementiert erscheint wie nur möglich: „Das Heil kommt von den Juden.“ Ein Satz, der ja innerhalb des Johannes-Evangeliums überraschen muss, heißt es dort doch nur wenige Kapitel später, dass die Juden den Teufel zum Vater hätten (Joh 8,44). – „Das Heil kommt von den Juden.“ Der Satz wirkt so befremdlich, dass es Neutestamentler gibt, die ihn am liebsten als spätere „Glosse der Redaktion“, die den Text „nicht nur entstellt, sondern in sein gerades Gegenteil verkehrt“, aus dem ursprünglichen Text streichen möchten; denn das könne Jesus unmöglich gesagt haben.⁷ Andere Interpreten insistierten darauf, dass sich der Satz trotz seiner präsentischen Formulierung auf die Vergangenheit beziehe: Es war einmal, vor langer Zeit, da kam das

Heil von den Juden, aber es kam zu uns; und da ist es geblieben – als unser Besitz, unsere Heilsgewissheit, unser christlicher Erbesitz. Der Heiland war zwar ein Jude, aber indem er in die Welt gekommen ist, um sie zu erlösen, ist das Heil von den Juden zu den Christen übergegangen.⁸

Gegen solche christliche Enterbungslehre ist auf der präsentischen Bedeutung des Satzes zu bestehen. Darin nimmt der johanneische Jesus Stellung zu der Differenz zwischen Juden und Samaritanern zu seiner Zeit. Die samaritanische Frau hatte es angedeutet, indem sie Jesus fragte: „Wie kommst du als Jude dazu, von mir, einer samaritanischen Frau, etwas zu trinken zu erbitten?“ Vorausgesetzt ist vom Evangelisten ein scharfer Gegensatz zwischen Juden und Samaritanern, die angeblich nicht mit einander verkehren. Angespielt ist damit auf die religiöse Spannung zwischen Juden und Samaritanern, die zwar denselben Gott anbeten, aber auf unterschiedliche Weise. Auch dies wird von der samaritanischen Frau angesprochen: „Unsere Väter haben auf diesem Berg angebetet; und ihr sagt, dass in Jerusalem der Ort sei, an dem man anbeten soll.“ Aber über die geographische Konkurrenz von samaritanischem Heiligtum auf dem Garizim und jüdischem Tempel in Jerusalem hinaus geht es doch auch um Inhaltliches: das unterschiedliche Verständnis der Tradition, die sich bei den Samaritanern auf die Tora, die Lehre des Mose beschränkt, während diese bei den Juden durch Propheten- und Weiheitsbücher weitergeschrieben worden war. Aus jüdischer Sicht war der Status der Samaritaner daher umstritten: Während die einen sie als unvollkommene Geschwister im Glauben immerhin gelten ließen, wurden sie von anderen als Ungläubige verachtet, die den Heiden wenig oder nichts voraus hatten.

Jesus lässt sich auf diese Diskussion zunächst nicht ein; er antwortet, indem er ein Gegenangebot macht: „lebendiges Wasser“, Leben spendendes, fließendes Wasser, das nicht versiegt. Da in jüdischer Tradition die Tora, die Lehre des Moses, mit einem Brunnen verglichen wird, könnte hier eine Anspielung auf die aktualisierende Auslegung der Tora durch Propheten und Weisheitslehrer gesehen werden. Während die Tora bei den Samaritanern ohne prophetische Aktualisierung gelesen wurde und daher auf die Juden wie ein stehengebliebenes, abgestandenes Gewässer wirken mochte, wurde sie bei den Juden durch Fortschreibung und Neuinterpretation zum „Leben spendenden Wasser“ in „Weltzeit“. Indem Jesus der Samaritanerin dieses „lebendige Wasser“ anbietet, lädt er sie zur Gottesdienstgemeinschaft mit den Juden ein.⁹ Und die Frau lässt sich auf das Angebot ein, indem sie Jesus bittet: „Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich nicht mehr dürste und nicht mehr hierher zu kommen brauche, um zu schöpfen!“

Schließlich kommt Jesus aber doch auf die religiöse Differenz zu sprechen: „Ihr betet an, was ihr nicht wisst; wir beten an, was wir wissen: Denn das Heil kommt von den Juden.“ Damit stellt Jesus sich ganz bewusst in das jüdische „Wir“ gegenüber den unwissenden Samaritanern hinein. Das Wort „Heil“ mag befremden; es wirkt heute vielleicht zu abstrakt. Das griechische Wort „soteria“ bzw. das dahintersteckende hebräische Wort „jeschua“

würde vielleicht besser mit Hilfe, Rettung, Befreiung übersetzt. Es geht um eine Tat Gottes zur Befreiung seines Volkes. Und an dieser Befreiung können auch andere Anteil erhalten. Denn das „Wir“ des jüdischen Volkes, in das sich Jesus hier hineinstellt, ist kein exklusives „Wir“, sondern ein inklusives, wie die Fortsetzung zeigt: „Es kommt die Stunde und jetzt ist sie da, wenn die wahrhaftigen Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten werden. Denn der Vater sucht solche Anbeter.“ Nichts kann die Samaritaner hindern, ihrerseits den Vater in wahrhafter Begeisterung anzubeten, wenn der Vater sie sucht, – indem das Heil in dem Juden Jesus auch zu ihnen kommt.

Die Frau begreift, indem sie sich zur jüdischen Messiaserwartung bekennt: „Ich weiß, dass der Messias kommt, der auch Christus genannt wird. Wenn dieser kommt, dann wird er uns alles verkünden.“ Bleibt in diesem Messiasbekenntnis die Frage noch offen, wer der Messias ist, so wird diese von dem Juden Jesus beantwortet, indem er spricht: „Ich bin's, der mit dir redet.“¹⁰

III

In einem Dankbrief an Helmut Gollwitzer nach dessen Bußtagspredigt schrieb die Berliner Religionslehrerin Elisabeth Schmitz, die mit einer jüdischen Ärztin zusammenlebte: „Es scheint, daß die Kirche auch dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien, es der Einsicht und dem Mut des einzelnen Pfarrers überläßt, ob er etwas sagen will, und was. Aber was m.E. nun überall kommen muß, ist die Fürbitte.“ In diese Fürbitte gehörten „nicht nur die Christen, sondern auch die Juden“ hinein. „Ob wohl jemand auf den Gedanken gekommen ist, an Dr. Baeck [den berühmten Berliner Rabbiner] zu schreiben im Namen der Kirche, oder an die jüdische Gemeinde, der man alle Gotteshäuser in Deutschland verbrannt ... hat ...? Wo sollen denn nun die Gemeinden Gottesdienst halten in dieser Notzeit?“ Der Brief ist erfüllt von prophetischen Ahnungen über die drohende Gefahr für Leib und Leben der Juden in Deutschland und schließt mit einem Bekenntnissatz: „Ich bin überzeugt, daß – sollte es dahin kommen – mit dem letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland verschwindet. Das kann ich nicht beweisen, aber ich glaube es.“ Und in einem Nachtrag fügte Elisabeth Schmitz an, die evangelische Kirche müsse „einen Weg finden, der jüdischen Gemeinde zu bezeugen, daß wir mit ihr zusammenstehen als die zwei Knechte des einen Herrn“.¹¹

Diese Formulierung von den zwei Knechten des einen Herrn will Elisabeth Schmitz als eine Anspielung auf ein „Memorandum zur Judenfrage“ verstehen, das im Oktober 1938 unter dem Titel „Das Heil kommt von den Juden“ als Flugblatt des Schweizerischen Hilfswerks für die Bekennende Kirche in Deutschland erschienen war, von dem Alttestamentler Wilhelm Vischer verfasst und von Karl Barth mitunterzeichnet.¹² Bekanntlich war Barth 1935 aus Bonn und aus Deutschland vertrieben worden, weil er sich geweigert hatte, seine Vorlesungen mit „Heil Hitler!“ zu beginnen und einen entsprechenden Eid auf den

„Führer“, von dem das Heil angeblich kam, zu leisten. Der mit Barth befreundete Alttestamentler Vischer war bereits 1933 aus ähnlichen Gründen aus Deutschland vertrieben worden.

Der Anlass von Vischers „Memorandum“, das für Barths Reaktion auf die Pogromnacht maßgeblich wurde, waren Maßnahmen der Schweizer Regierung im August 1938 zur Abschottung der Grenze gegen jüdische Flüchtlinge aus Deutschland gewesen. Das im Titel zitierte johanneische Jesuswort „Das Heil kommt von den Juden“ (Joh 4,22) sollte ganz konkret darauf hinweisen, dass die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge ein Ausdruck für den Dank sei, den die Völkerwelt den Juden schuldet. „An der Stellung zu den Juden“ entscheide sich, „ob der Glaube, die Liebe und die Hoffnung der Christenheit echt sind“.¹³ Mit den Juden habe Gott „vor den Augen der Welt die Offenbarung seiner Gnade angefangen; mit ihnen wird er sie vollenden“. Diese Zukunftserwartung habe aber auch Auswirkungen in der Gegenwart: „Die Juden und die Christen stehen einander gegenüber als die zweierlei Knechte des einen wahren Gottes ...“¹⁴

Im Dezember 1938 hielt Karl Barth einen Vortrag, der als eine der ersten theologischen Reaktionen auf den Terror vom 9./10. November 1938 gesehen werden kann: „Die Kirche und die politische Frage von heute“. In diesem Vortrag heißt es u.a.: Angesichts der „physischen Ausrottung“ des Judentums, die jetzt in Deutschland „ins Werk gesetzt“ werde, angesichts der „Verbrennung ... der Synagogen und Thorarollen“, der „Perhorreszierung ... des ‚Judengottes‘ und der ‚Judenbibel‘“ müsse gesagt werden: „Wer ein prinzipieller Judenfeind ist, der gibt sich als solcher ... als prinzipieller Feind Jesu Christi zu erkennen. Antisemitismus ist Sünde wider den Heiligen Geist.“¹⁵ Und ein Jahr später verwies er in einem anderen Vortrag auf die „innerste Mitte des heute aufsteigenden Weltreiches“, die „im Haß und in der Verstoßung der Juden“ bestehe. „Der Menschensohn, der der Sohn Gottes war, war aber ein Jude. ... Wir können uns diesem heutigen Weltreich nur schon darum nicht fügen, weil wir das Heil Gottes, das nun einmal zu den Juden und von den Juden zu uns gekommen ist, nicht von uns stoßen und weil wir von da aus die ganze übrige Unmenschlichkeit dieses Weltreiches nicht mitmachen können.“¹⁶

IV

Warum erzähle ich all das? Warum erinnere ich uns an etwas, das ja den meisten unter uns bekannt sein dürfte? Könnte man diese Dinge nicht endlich ruhen lassen, wie es ja immer wieder einmal gefordert wird? Ich denke: nein! Gerade an einem Tag wie heute – siebzig Jahre nach den Novemberpogromen – sollten wir uns fragen, ob wir seither die rechten Konsequenzen aus dem Versagen der Christen gegenüber den Juden in der Vergangenheit gezogen haben. Wir sollten darüber nachdenken, wie Umkehr und Erneuerung in unserem Verhältnis zu den Juden Wurzeln im Glauben, Reden und Handeln der Christenheit schlagen können.

Wo stehen wir heute? Stehen wir in unserem Verhältnis zu den Juden, von denen nach der Aussage Jesu das Heil kommt, so viel besser da als unsere Vorfahren im Jahr 1938? Wohl: Die Synode der evangelischen Kirche im Rheinland hat sich in ihrem bahnbrechenden Synodalbeschluss vom 11. Januar 1980 zur kirchlichen Mitverantwortung und Schuld am Holocaust bekannt und christlicher Judenmission eine Absage erteilt. Trotz des damaligen Protests der Mehrheit der Professoren unserer Bonner Fakultät hat dieser Synodalbeschluss seither maßgeblich zu Umkehr und Erneuerung, zu einem Wandel, einer Verbesserung in den Beziehungen zwischen Christen und Juden in unserem Land beigetragen.

Dennoch: Wie groß ist eigentlich unsere Bereitschaft als evangelische Christen heute, uns von Jesus sagen zu lassen: „Das Heil kommt von den Juden!“? Ohne Wenn und Aber, in aller Eindeutigkeit und Massivität. Das hieße doch: Nicht darauf käme es an, wie missionarisch wir als Volkskirche sind, nicht auf unsern Eifer für das Heil der Welt. Nicht darauf käme es in erster Linie an, ob wir mit dem Trend schrumpfen oder gegen den Trend wachsen, nicht darauf, wie reichlich oder spärlich die Steuerquellen fließen. Sondern zunächst einmal käme es darauf an, dass wir in unserer christlichen Heilsgewissheit bescheiden werden, dass wir bereit werden, wie die samaritanische Frau uns von dem Juden Jesus, der als Prophet und Messias der „Heiland der Welt“ (Joh 4,42) ist, darüber belehren zu lassen, dass das Heil von den Juden kommt. Das schlosse die Bereitschaft ein, aus den lebendigen Quellen des Judentums zu schöpfen, bei Juden zu lernen, wie sie das biblische Zeugnis verstehen. So könnten auch wir Anteil erhalten an den Strömen lebendigen Wassers der Tora, die Jesus der samaritanischen Frau und durch sie auch uns umsonst zu trinken gibt, an den Wasserströmen, die uns „alles lehren“ und in Weltzeit sprudeln. Dann, vielleicht, könnten auch wir – durch Jesus eingeladen – den Vater anbeten „im Geist und in der Wahrheit“.

Amen.

¹ Helmut Gollwitzer, Predigt über Lukas 3,3-14. Bußtagspredigt, 16. November 1938, in: ders., *Dennoch bleibe ich stets an dir ... Predigten aus dem Kirchenkampf 1938-1940*, hg. v. J. Hoppe, München 1988, 57.

² Otto Dibelius, Wochenschau, Berliner Sonntagsblatt, 9. 4. 1933, S. 1.

³ Karl Barth, Predigt [zum 2. Advent (10. Dezember) 1933] über Röm 15,5-13, in: *Die Kirche Jesu Christi* (ThExh 5), München 1933, 11-19; wieder abgedruckt in: K. Barth, Gesamtausgabe, *Predigten ???*

⁴ Vgl. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Johannes 4, 1-26. Bibelarbeit in der Paulus-Kirche Berlin-Zehlendorf, 23. Oktober 1999 im Rahmen der Ökumenischen Bibelwoche, in: ders., *Aus Liebe zur Schrift. Predigten*, Waltrop 2007 [Predigt heute, Bd. 14], 117.

⁵ Vgl. F.-W. Marquardt, a.a.O., 117 u. 124.

⁶ Vgl. F.-W. Marquardt, a.a.O., 118.

⁷ Vgl. Rudolf Bultmann, *Das Evangelium des Johannes* (KEK), Göttingen 1941, 139, Anm. 6: eine sachlich verfehlte „Glosse der Redaktion“. – Vgl. schon J. Kreyenbühl (1905; zit. nach Hartmut Thyen, *Das Heil kommt von den Juden* [1980], in: ders., *Studien zum Corpus Johanneum*, Tübingen 2007, 118, Anm. 30): „eine der abgeschmacktesten und unmöglichsten Glossen ..., die jemals einen Text nicht nur entstellt, sondern in sein gerades Gegenteil verkehrt haben“. – Thyen selbst hat seine frühere Position, wonach es sich um einen Wechsel von der „erzählten Zeit“ zur „Zeit des Erzählers“ handele, in seinem Johannes-Kommentar von 2006 korrigiert.

⁸ So Emil Brunner in der Kontroverse mit Karl Barth und Wilhelm Vischer (s.u.).

⁹ Vgl. F.-W. Marquardt, a.a.O., 122.

¹⁰ Zur Bedeutung von Joh 4,22 für die Christologie vgl. Friedrich-Wilhelm Marquardt, *Das christliche Bekenntnis zu Jesus, dem Juden. Eine Christologie*, Bd. 1, München 1990, 98-105 (Das Motto: Joh 4,22).

¹¹ Elisabeth Schmitz, Briefe an Helmut Gollwitzer vom 24. 11. 1938 (in: Gerhard Schäberle-Koenigs, *Und sie waren täglich einmütig beieinander. Der Weg der Bekennenden Gemeinde Berlin/Dahlem mit Helmut Gollwitzer 1937-1943*, Gütersloh 1998, 203f.) und vom 27. 11. 1938 (unveröffentlicht; Nachlass Elisabeth Schmitz, Hanau). – Zur Korrespondenz von Elisabeth Schmitz mit Helmut Gollwitzer vgl. auch: Andreas Pangritz, Nun ist Bußtag – und die Kirche soll schweigen? Die Reaktion von Elisabeth Schmitz auf die Novemberpogrome 1938, in: *Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Konturen einer vergessenen Biografie (1893-1977)*, hg. v. Manfred Gailus, Berlin 2008, 163-182.

¹² Wilhelm Vischer wirkte seit 1936 als Pfarrer in Basel, seit 1937 auch als Dozent für Altes Testament an der dortigen Universität. – Das „Memorandum“ wurde 1939 wieder abgedruckt in der Brochure: *Juden – Christen – Judenchristen. Ein Ruf an die Christenheit*, hg. vom Schweizerischen Evangelischen Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland, Zollikon 1939, 39-47. – Barth erinnerte sich in einem Brief an F.-W. Marquardt vom 5. 9. 1967, es handele sich um „einen von W. Vischer verfaßten, von mir immerhin mit unterschriebenen und gegen Emil Brunner in großer Aufregung verteidigten Aufruf“ (in: K. Barth, *Briefe 1961-1968*, Zürich 1975, 421).

¹³ Das Heil kommt von den Juden (Memorandum), in: *Juden – Christen – Judenchristen. Ein Ruf an die Christenheit*, hg. vom Schweizerischen Evangelischen Hilfswerk für die Bekennende Kirche in Deutschland, Zollikon 1939, 45.

¹⁴ Das Heil kommt von der Juden (Memorandum), a.a.O., 43.

¹⁵ Karl Barth, „Die Kirche und die politische Frage von heute“, in: ders., *Eine Schweizer Stimme 1938-1945*, Zollikon-Zürich (2. Aufl.) 1948, S. 89f.

¹⁶ Karl Barth, „Unsere Kirche und die Schweiz in der heutigen Zeit“ (November 1940), in: ders., *Eine Schweizer Stimme 1938-1945*, Zollikon-Zürich (2. Aufl.) 1948, 175. – Im Rahmen der „Wipkinger Tagungen“ des Hilfswerks kam es in der Folgezeit zu einer scharfen theologischen Kontroverse zwischen Barth und Emil Brunner über die Bedeutung des Satzes des johanneischen Jesus: „Das Heil kommt von den Juden“ (Joh 4,22). Auf der vierten Wipkinger Tagung am 17. November 1941 insistierte Barth gegen Brunner auf der präsentischen Bedeutung dieses Satzes, während Brunner die Heilsbedeutung Israels auf die Vergangenheit vor Christus beschränkt wissen wollte. Barth sah in dieser theologischen Kontroverse auch die aktuelle Solidaritätsarbeit mit den verfolgten Juden gefährdet (vgl. Friedrich-Wilhelm Marquardt, *Das christliche Bekenntnis zu Jesus, dem Juden. Eine Christologie*, Bd. 1, München 1990, 102-105). Zu dieser Auseinandersetzung vgl. auch E. Busch, *Unter dem Bogen des einen Bundes*, 373ff. – Vgl. auch Karl Barth, *Die Judenfrage und ihre christliche Beantwortung* (1949): „Das Heil kommt von den Juden. In ihrer Existenz stoßen wir Nicht-Juden auf den Felsen der göttlichen Erwählung, die zunächst an uns vorbei ganz und gar die Erwählung eines anderen ist, die uns nur angehen kann, indem sie zuerst ihn und erst dann – nur in ihm und durch ihn – auch uns angeht.“